

Coesfelder Vorlesungen zur Soziologie

- CVS -

**Wie wir werden, was wir sind**

*Prof. em. Dr. Dr. Heinz Abels*

**CVS Nr. 12**

April 2012

Die Coesfelder Vorlesungen zur Soziologie richten sich an eine breite regionale Öffentlichkeit, die an aktuellen soziologischen Forschungsergebnissen interessiert ist. Namhafte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem ganzen Bundesgebiet referieren in allgemeinverständlicher Form zur gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland und Europa.

Zitationsweise: CVS, Nr. 12/2012

## **Wie wir werden, was wir sind**

Wie werden wir eigentlich die Person, die wir heute sind? Wachsen wir einfach nur auf und werden älter, oder wirkt da die Gesellschaft kräftig mit? Wer ist eigentlich „die Gesellschaft“, und was lassen wir mit uns machen? Wie frei sind wir? Wie tragen wir selbst zu unserer Entwicklung bei und wie bringen wir uns eigentlich als unverwechselbares Individuum zum Ausdruck? Wollen wir so wie kein anderer sein, oder ist es auch ganz angenehm, so normal wie alle anderen zu sein?

### **1 Wir werden geboren, gehen unseren Weg, werden langsam älter, und das war's.**

So einfach kann man sich vorstellen, wie wir werden, was wir sind. Doch so einfach, sagt der Soziologe, der sich besonders dafür interessiert, wie die Gesellschaft und das Individuum aufeinander bezogen sind, so einfach ist es nicht – leider und Gott sei Dank.

- Erstens fängt alles nicht erst mit der Kindheit an, sondern da ist schon vieles längst festgelegt, wie wir uns entwickeln können und was wir aus uns machen sollen.
- Zweitens spielen vom allerersten Tag an ganz viele Faktoren in unser Leben hinein, ohne dass wir das merken.
- Drittens: Wir entwickeln uns bis zum letzten Tag weiter – wenn wir das wollen!

- Und schließlich, auch das sollte man sich gelegentlich vor Augen führen, so ganz scheiden wir mit dem Tod keineswegs aus der Gesellschaft aus. Auch wenn wir uns dessen nicht immer bewusst sind: Was wir tun – oder nicht tun – in unserem eigenen Leben, hinterlässt Spuren in der Gesellschaft und für die, die nach uns kommen. Wie wir werden, was wir sind, ist auch eine Frage, wie wir mit einem Erbe umgehen, das uns unsere Eltern übertragen haben, und welche Perspektiven wir unseren Kindern und Kindeskindern eröffnen wollen.

Damit wird die Frage, wie wir werden, was wir sind, zu einer genuin soziologischen Frage:

- Wir werden in eine schon lange bestehende Gesellschaft hineingeboren.
- Wir wachsen nicht auf einer einsamen Insel auf, sondern mitten unter vielen Anderen, die auf uns einwirken, an denen wir uns orientieren oder die uns hin und wieder auch mächtig auf die Nerven gehen.
- Nicht nur wir entwickeln uns unter dem Einfluss der Gesellschaft, sondern wir beeinflussen auch durch unser Handeln (oder Nicht-Handeln) die Entwicklung der Gesellschaft.

Individuum und Gesellschaft sind unlösbar miteinander verquickt. Der griechische Philosoph Aristoteles hat vor rund 2.500 Jahren den Menschen als ein *zoon politikon* bezeichnet. Damit wollte Aristoteles, der die enge Verbindung zwischen den Griechen und ihrer überschaubaren Stadt, der *polis*, vor Augen hatte, mehreres zum Ausdruck bringen: Die Stadt war die Gemeinschaft, von der alle Bürger getragen, geformt und gefordert waren. So kann man sagen: der Mensch ist ein von seiner Gemeinschaft geprägtes und auf die Gemeinschaft mit anderen angelegtes Wesen, und er ist dieser seiner Gemeinschaft verpflichtet.

**Fazit: Wenn wir fragen, wie wir werden, was wir sind, müssen wir zunächst einmal feststellen, dass unsere individuelle Entwicklung immer unter dem Einfluss der Gesellschaft steht und dass umgekehrt die Entwicklung der Gesellschaft auch von uns Individuen abhängt.**

Fangen wir von vorne an:

## 2.1 Wenn wir auf die Bühne des Lebens treten, ist alles schon geregelt (Durkheim)

Mit vier wurde ich eindringlich ermahnt, dass ein braver Junge die Schaukel auch mal für eine plärrende Heulsuse freimachen muss. Mit sechs wurde ich mit wildfremden anderen Kindern in die Schule geschickt. Als ich vierzehn war, hab ich gelernt, dass es eine Sünde ist, wenn man bestimmte Kinoplakate anschaut. Meine Frau wurde in der Nonnenschule noch mit dem folgenden Rat aufs Leben vorbereitet: „Wenn Ihr einem Jungen begegnet, dann schlägt die Augen nieder und denkt, ich bin noch nicht reif.“ Sie lachen. Dann will ich Ihnen ein völlig entgegengesetztes Beispiel für den Einfluss der Gesellschaft auf das Leben der Jugendlichen heute geben:

- Wenn eine 16jährige Schülerin, der in dieser Hinsicht bis dahin nichts fehlte, liest, dass 96,2 % aller 14jährigen schon intensive sexuelle Erfahrungen haben, wie glauben Sie, wirkt sich das auf ihr Selbstbild aus? Wie wird sie sich in den Gesprächen auf dem Schulhof verhalten, in denen man nicht nur hinter vorgehaltener Hand über „das“ Thema redet?!

Noch drei andere Beispiele für die Regelung unseres Lebens durch die Gesellschaft:

- Als Bürger müssen wir trotzdem Steuern zahlen, obwohl die Politiker mit unserem Geld machen, was sie wollen.
- Wir dürfen die Ehegemeinschaft nicht einfach erweitern, auch wenn beide Partner (und vielleicht deren Partner) damit einverstanden wären.
- In unserer modernen deutschen Gesellschaft sieht sich mancher große Bruder gezwungen, die Ehre seiner Schwester bis aufs Blut zu verteidigen.

Was ich an diesen Beispielen deutlich machen wollte, ist Folgendes: in jeder Gesellschaft gibt es bestimmte Erwartungen, wie man sich in einer bestimmten Rolle zu verhalten hat. Diese Erwartungen können im kollektiven Bewusstsein als vage Vorstellungen existieren, aber auch als explizite rechtliche Vorschriften.

Die Gesellschaft besteht in kollektiven Erwartungen an Verhalten und in Regeln, wie dieses Verhalten aussehen soll. Sie bringt uns die Erwartungen und Vorschriften auf zwei Wegen nahe:

- wir verinnerlichen sie als Muster eines ganz normalen Alltags, über den wir kaum nachdenken. Wie alle handeln, so handeln wir auch;

wenn alle zur Einschulung ein gelbes Handy bekommen, dann müssen Oma und Opa selbst die besten Erziehungsvorstellungen eben über Bord werfen. Und wenn Jugendliche merken, dass es cool ist, sich über Ratschläge der Eltern hinwegzusetzen, dann werden auch die bravsten wenigstens ein bisschen Aufstand versuchen, auch wenn die Zeiten des Generationskonfliktes längst vorbei sind. Das ist der eine Weg, auf dem uns nahegebracht wird, wie man sich in dieser Gesellschaft verhält: wir übernehmen die Muster, wie man sich in unserer Bezugsgruppe üblicherweise verhält.

- Der zweite Weg besteht darin, dass uns die Gesellschaft systematisch beibringt, wie wir uns zu verhalten haben. Sie fasst die nachwachsende Generation in Kitas und Schulen zusammen und vermittelt methodisch gesellschaftliche Normen und Werte. In dieser sog. „methodischen Sozialisation“ (Durkheim) lernen wir nicht nur bestimmte Kenntnisse fürs praktische Leben, sondern wir lernen auch, wie man sich als Individuum in dieser Gesellschaft normalerweise zu sehen hat.

Bekanntlich entspricht das, was man von uns von Anfang an erwartet, nicht immer unseren eigenen Wünschen. Man denke nur an die sanfte Ermahnung, dass doch auch die anderen Kinder mal auf die Schaukel dürfen, oder an die nervige Erwartung der Lehrer, dass wir uns auch nach einer langen Fete für die Abgründe des tragischen Konfliktes bei Friedrich Schiller interessieren.

Warum lassen wir uns überhaupt darauf ein, warum machen wir letztlich das, was man von uns erwartet? Darauf gibt Emile Durkheim die folgende Antwort:

- die gesellschaftlichen Erwartungen sind mit einer gebieterischen Macht ausgestattet. Wenn ich das Recht übertrete, werde ich bestraft, wenn ich mich nicht so verhalte, wie es in meinen Kreisen normal ist, wendet sich die öffentliche Meinung gegen mich, und wenn ich mich nicht so anziehe wie alle in meiner Gruppe, dann spottet man über mich.
- Umgekehrt heißt das: wenn ich mich so verhalte wie alle, habe ich zumindest den geringsten Ärger – mit den Anderen!

**Meine These ist: wir werden, was wir sind, indem die Gesellschaft uns systematisch dazu bringt, das tun zu wollen, was wir tun sollen. Um uns als Individuen geht es dabei zunächst einmal nicht!**

## 2.2 Sozialer Raum und Habitus (Bourdieu)

Wir werden, was wir sind, indem wir die kulturellen Werte und Normen unserer Gesellschaft verinnerlichen. Das tun wir vordergründig auf ganz individuelle Weise, aber wenn man genauer hinschaut, dann stellt man fest, dass in bestimmten Milieus die Art zu denken und zu handeln ziemlich ähnlich ist. Das ist die These des französischen Soziologen Pierre Bourdieu (1930-2002). In einer Arbeiterfamilie in Dortmund hält man andere Dinge für wichtig als in den feinen Kreisen von Düsseldorf; Jugendliche aus sozialen Brennpunkten streben andere Berufe an als Jugendliche in bürgerlichen Wohnvierteln; türkische Schüler trumpfen schon früh mit einer aggressiven Männlichkeit auf, während deutsche Schüler Streit durch Argumentation aus dem Weg zu gehen suchen; Bildungsbürger nehmen schon ihre Kleinen mit in die Oper, wohingegen Hartz IV-Empfänger meinen: „das ist nichts für uns“.

Jeder von uns wächst in einem spezifischen sozialen Raum auf, das reicht von der Straße und der direkten Nachbarschaft bis zu den typischen Berufen, in denen die Leute, mit denen wir täglich zu tun haben, tätig sind, bis zu der Bindung an einen Sportverein, die Kirchengemeinde oder den Lesezirkel. In diesem sozialen Raum gibt es bestimmte Vorstellungen von einem angemessenen Lebensstil, von Bildungszielen und beruflichen Chancen, aber auch davon, was ein guter Junge oder ein tüchtige Tochter ist, wie man seine Eltern behandelt und mit wem man verkehrt. Diese Vorstellungen sind nie explizit, aber sie existieren in unseren Köpfen. Wir verinnerlichen sie und machen sie uns zu eigen, weil wir tagtäglich daran gewöhnt werden, aber auch deshalb, weil wir umso mehr von den Anderen anerkannt werden, je mehr wir ihnen in ihren Ansichten gleichen.

Indem wir in einem sozialen Raum aufwachsen, in dem alle irgendwie ähnlich denken, entsteht eine gemeinsame Grundhaltung gegenüber der Welt, gegenüber uns selbst und gegenüber „den Anderen“, die nicht zu diesem Raum gehören. Diese Haltung, Bourdieu nennt sie Habitus, geht uns so in Fleisch und Blut über, dass sie uns schließlich selbstverständlich wird.

Und genau hier liegt das Problem, das Bourdieu, der sich gerne mit der öffentlichen Meinung und den politischen Eliten in Frankreich anlegte, so scharf markiert:

- Diejenigen, die ganz unten stehen, haben gelernt, dass man an den Verhältnissen doch nichts ändern kann, dass man seine Bedürfnisse einschränken muss und dass man sich auch nicht mehr zutrauen sollte, als man gerade kann.

- Auf der anderen Seite stehen die ganz oben, die ihren Lebensstil so verfeinern, dass die unter ihnen nicht mithalten können, die sich und ihren Kindern alles zutrauen, was den eigenen Status erhält, und die selbstverständlich davon ausgehen, dass das Schicksal der Gesellschaft von der Macht ihrer Eliten abhängt.

**Fazit: Wie wir werden, was wir sind, hängt auch davon ab, in welchem sozialen Milieu wir aufgewachsen sind und in welchen Kreisen wir verkehren.**

Wem lange Jahre die angebliche Lebensweisheit „Schuster, bleib bei deinem Leisten“ vermittelt wurde, wird wahrscheinlich eine andere Schule besucht haben als jemand, der schon früh mit dem Spruch „jeder ist seines Glückes Schmied“ ermuntert worden ist. Wer sich als Rentnerin auf das Wagnis eines Lesekreises zur modernen Literatur einlässt, wird ein anderes Selbstbild haben als jemand, der sich von einer Horrorsendung zur anderen durchzappt.

### 2.3 Wie frei sind wir also?

Wir können nicht alles machen, was wir wollen. Da steht die Gesellschaft mit ihren Regeln und Vorschriften vor. Wir kommen aber auch nicht auf alles, was möglich ist, weil wir es in unserem sozialen Milieu nicht kennengelernt haben. Uns frei für irgendetwas zu entscheiden, ist auch nicht so leicht, denn in dem einen Milieu hat man nicht gelernt, sich etwas Neues und Anderes zuzutrauen, und in dem anderen Milieu steht man unter dem Druck, genau die Erwartungen zu erfüllen, die ehrgeizige Eltern in ihren sozialen Kreisen hegen.

### 3.1 Kind: Identifikationen und Auseinandersetzungen mit den Eltern, Über-Ich (Freud)

Der österreichische Arzt und Psychoanalytiker Sigmund Freud (1856-1939) stieß Anfang des 20. Jhs. den Vernunftglauben seiner Zeit mit dem Satz „Das Ich ist nicht Herr im eigenen Haus“ vom Sockel. Und er schrieb auch: „Der Mensch ist kein sanftes, liebebedürftiges Wesen, (...) (sondern darf) zu seinen Triebbegabungen auch einen mächtigen Anteil von Aggressionsneigung rechnen“, die er vornehmlich an seinen Artgenossen zu befriedigen sucht. (Freud 1930: Das Unbehagen in der Kultur, S. 102) Wenn man ihn lässt, beutet er den Anderen aus, sucht sich seiner ohne dessen Einwilligung sexuell zu bemächtigen, nimmt ihm



seine Habe weg, demütigt, quält und tötet ihn. Wenn ihn keine seelischen Gegenkräfte hemmen, wird er zur „wilden Bestie, der die Schonung der eigenen Art fremd ist.“ (Freud 1930: Das Unbehagen in der Kultur, S. 102)

Freud betrachtete den Menschen als ein Wesen, das von seinen Trieben beherrscht ist. Die Triebe, das sog. Unbewusste, streben nach sofortiger Befriedigung und dulden keine Einschränkung – schon gar nicht durch andere Menschen. Wenn man das zu Ende denkt, heißt das, dass eine Gesellschaft gar nicht möglich ist, denn jeder würde jeden totschiessen.

Um das zu verhindern, wird im Kind frühzeitig eine Triebhemmung installiert. Unter dem Einfluss der Eltern, die mit ihren Geboten und Verboten die Werte und Normen, die für jeden in dieser Gesellschaft gelten, verkörpern, entwickelt sich das Gewissen, das sog. Über-Ich.

Das Gewissen reguliert die Triebe, lenkt sie in die richtigen, d. h. von der Gesellschaft erwünschten, Bahnen oder unterdrückt sie gleich ganz. Das Kind verinnerlicht diese Gebote der Kultur natürlich nicht freiwillig, aber die Macht der Eltern, Freud dachte vor allem an die Macht des Vaters, ist stärker.

Aus Angst vor ihrer Strafe oder um die Zuneigung der Eltern zu erlangen oder zu erhalten, passt es seine Wünsche an das Zulässige an und macht die Gebote der Eltern (und damit der Gesellschaft) zu seinen eigenen. Es identifiziert sich mit seinen Eltern. Das in der frühestens Kindheit aufgerichtete Über-Ich wirkt unser ganzes Leben fort.

**Fazit: Wie wir werden, was wir sind, hat etwas mit den allerersten Triebregungen, ihrer Einschränkung durch die Macht der Eltern und der Fähigkeit zu tun, eigene Wünsche und gesellschaftliche Erwartungen zu balancieren. Die Gebote und Verbote der Eltern begleiten uns unser Leben lang, auch wenn sie uns nicht bewusst sind.**

### 3.2 Eltern: Erwartungen und Projektionen (Richter)

In den 1960er Jahren sorgte der Arzt und Psychoanalytiker Horst Eberhard Richter (Eltern, Kind und Neurose. Die Rolle des Kindes in der Familie, 1963) mit der These für einiges Aufsehen, dass die Entwicklung eines Kindes auch etwas mit den Erwartungen seiner Eltern zu tun hat. Diese These war an sich trivial, für Aufregung sorgte Richter aber, weil er sie vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen aus der klinischen Praxis und der psychoanalytischen Familientherapie begründete.

Danach stecken hinter vielen Erwartungen der Eltern ungelöste Konflikte, die sie mit sich selbst haben. Unbewusst übertragen sie ihre eigenen Probleme auf das Kind und weisen ihm eine entsprechende Rolle zu. Das Kind wird – ohne dass dies den Eltern oder dem Kind bewusst ist – zu einer Art Ersatz für etwas, das den Eltern fehlt oder das sie nicht sein wollen.

- So spielt die eine Mutter ihren ungelösten Konflikt mit ihrer eigenen Mutter noch einmal an ihrer Tochter durch, überschüttet sie mit ihrer Liebe oder lehnt sie total ab.
- Ein Vater, der selbst an den hohen Erwartungen seines eigenen Vaters gescheitert ist, erwartet von seinem Sohn glänzende schulische Leistungen. Er soll gewissermaßen das ideale Selbst repräsentieren, das der Vater nicht leisten konnte.
- Oder eine Mutter, die den Verlust ihres Mannes nicht verwunden hat, drängt ihren Sohn unbewusst in die Rolle des Familienoberhauptes, ein Fall, den einige von uns noch aus eigener Erfahrung oder den Geschichten unserer Großeltern nach dem Krieg kennen.

Richter berichtet aber auch von Fällen, in denen die Eltern äußerst negative Erwartungen an ihre Kinder haben, entweder weil sie sich an eigenes Versagen erinnert fühlen oder weil sie ihnen – auch das gibt es! – den Erfolg nicht gönnen. Aus dem reichen klinischen Material will ich nur noch zwei Fälle schildern, die Ihnen vielleicht bekannt vorkommen:

- In manchen Familien hat das Kind die Rolle des Sündenbocks, auf dem Eltern all das abladen, was sie bei sich selbst ablehnen. Wer selbst ängstlich ist und mit diesem Gefühl nicht fertig wird, übertreibt die Angst bei seinem Kind und macht sie ihm zum Vorwurf.
- In einem anderen Fall ist das Kind der umstrittene Bundesgenosse, den Eltern, die sich nicht mehr verstehen, auf ihre Seite zu ziehen versuchen.

Sehen wir von diesen dramatischen Fällen, die gar nicht so selten sind, einmal ab, und denken mal darüber nach, wie die Eltern in unser Denken und Handeln auch heute noch hineinspielen, dann stellen wir vielleicht fest, dass wir unsere Kinder ganz genau so erziehen, wie unsere Eltern uns erzogen haben. Oder wir tun genau das Gegenteil. Tun wir es im ersten Fall, weil wir überzeugt sind, dass es damals die richtige Methode war, oder weil wir uns nach wie vor als braves Kind verhalten wollen? Und wie ist es, wenn wir unsere Kinder ganz anders er-

ziehen? Ist es eine späte Rache an den Eltern, oder passen wir uns nur einer neuen Autorität, dem Zeitgeist an?

**Fazit: die Frage, wie wir werden, ich betone „werden“, also die Gegenwart, die Frage also, wie wird werden, was wir sind, hat auch mit der Rolle zu tun, die wir für unsere Eltern gespielt haben und die wir vielleicht sogar heute noch spielen. Die Eltern sind die Spiegel für unser Selbstbild und für unsere Rolle, die wir tatsächlich spielen.**

### 3.3 Lerntheorie: richtige, falsche oder fehlende Reize (Watson)

Eine total andere Erklärung für die Entwicklung des Menschen bot in der ersten Hälfte des 20. Jhs. die sog. Lerntheorie. Ihre Anfänge reichen bis zu dem russischen Physiologen Iwan Pawlow (1849-1936). Dem war aufgefallen, dass bei Hunden jedes Mal, wenn sie ihren vollen Fressnapf sahen, der Speichelfluss einsetzte. Der Speichel begann auch zu fließen, wenn sie nur schon den leeren Fressnapf sahen. Der Napf war wie ein Reiz, der eine ganz bestimmte Reaktion auslöste.

Dann überlegte sich Pawlow, wie man diesen Reiz manipulieren könnte, und er setzte dem Hund den vollen Fressnapf vor und ließ gleichzeitig eine Glocke ertönen. Nachdem der Hund gelernt hatte, dass Futter, Napf und Glockenton zusammenhängen, reduzierte Pawlow den Versuch soweit, dass nur noch eine Glocke ertönte. Und siehe da: auch dann floss der Speichel!

Diese Reiz-Reaktion-Experimente haben die Psychologen Anfang des 20. Jahrhunderts weltweit nicht mehr losgelassen. Nach zahllosen Experimenten, in denen Tauben, Ratten und auch Menschen auf externe Reize reagierten und ein erfolgreiches Verhalten erlernten, war Grund für einen Optimismus gelegt, der uns bis heute begleitet.

Die griffigste Formulierung dieses neuen Geistes über die Entwicklung des Menschen findet sich bei dem amerikanischen Psychologen John B. Watson, der versprach: Gebt mir ein Dutzend gesunde Kinder und meine Umwelt, in der ich sie erziehe, und ich garantiere, dass ich jedes nach dem Zufall auswähle und das eine – ohne Rücksicht auf seine Neigungen, Anlagen und soziale Herkunft – zum Richter oder Henker, zum Kaufmann oder Bettler, zum Künstler oder Dieb erziehe. (Watson: Behaviorismus, 1930, S. 123)

Der Mensch ist das, was er lernt, oder anders: „Persönlichkeit ist nichts anderes als das Endprodukt unserer Gewohnheitssysteme“ (Watson 1930, S. 270).

Ich erinnere mich an den pädagogischen Optimismus, mit dem in den 1970er Jahren, damals weilte ich zu schulsoziologischen Forschungen in Kalifornien, Spielpädagogen durch San Francisco zogen, um Müttern aus benachteiligten Schichten, wie das damals hieß, beizubringen, mit ihren Kindern anregend zu spielen. In den ärmeren Vierteln erklärten sich viele Schulen zu Experimentierschulen und karrten die Schüler in Museen, Opernaufführungen und Bibliotheken. Und was kam zum Schluss heraus? Die guten Schüler waren deutlich besser geworden, bei den schlechteren hatte sich so gut wie nichts verändert.

Offensichtlich muss man gelernt haben, was ein Reiz ist und wie man darauf reagiert und vor allem, wozu das Ganze nützlich ist. (Denken Sie an Bourdieu: „Das ist nicht für uns“!) Unabhängig von diesem Einwand können wir aber festhalten:

**Fazit: Der Mensch ist das, was er in seiner Umwelt gelernt hat.**

Wir werden, was wir sind, indem wir auf bestimmte Reize von außen reagieren.

- Wer in einer anregenden Umwelt aufwächst, entwickelt sich anders als jemand, der Tag aus Tag ein dasselbe erlebt.
- Aber auch das gilt: Was für den einen anregend ist, mag einen anderen überhaupt nicht zu berühren.
- Schließlich: ein und dieselbe Umwelt kann ganz unterschiedlich erlebt werden: Der eine Zwilling erinnert sich daran, wie warm ihm ums Herz wurde, wenn sich die ganze Familie sonntags um den Kaffeetisch setzte, und der andere spürt es noch wie heute, wie verkrampft die Gespräche abliefen.

Heute versuchen viele Eltern, ihren Kindern eine möglichst anregende Lernumgebung, von der Bastelgruppe bis zum guten Buch, zu bieten oder sie von einer schlechten Lernumgebung, vom Fernsehen bis zu Internetspielen oder auch schlechten Freunden, fernzuhalten: manchmal zeigt sich der gewünschte Erfolg, manchmal nicht.

Und schließlich muss man sagen:

- Wer zu vielen Reizen ausgesetzt ist, wird nervös;
- wer ständig widersprüchliche Reize verarbeiten muss, findet keine klare Linie für sein Leben.

#### 4.1 Entwicklungstheorie, peer group, Identität (Erikson)

Wie wir werden, was wir sind, hängt aber auch davon ab, wie wir Entwicklungsaufgaben, die so oder so in jedem Menschen angelegt sind, in angemessener Weise und in der richtigen Lebensphase bewältigen. Über die Zahl der Entwicklungsaufgaben gibt es eine lange Diskussion. Ich will Ihnen nur eine Theorie, die zwischen der Psychologie und der Soziologie liegt, nennen, die von Erik Erikson, dem wohl berühmtesten Identitätsforscher der Moderne. Und aus dieser Theorie will ich nur zwei Entwicklungsaufgaben nennen, die allerdings höchst wichtig für unseren Weg durch das eigene Leben sind.

Da ist zunächst einmal die Phase der frühen Kindheit. In dieser Phase muss der Säugling Vertrauen in seine Eltern, damit in sich und die ganze Welt gewinnen. Erikson nennt dieses Gefühl Urvertrauen. Es entsteht, wenn der Säugling von Anfang an merkt, dass seine Eltern immer für ihn da sind. Wenn er schreit, wird er gefüttert, wenn er weint, wird er getröstet. Das kleine Kind lernt, dass es selbst mit seinem Verhalten etwas auslösen kann und dass es sich auf die entsprechenden positiven Reaktionen seiner Bezugspersonen verlassen kann. So entsteht Urvertrauen und Vertrauen in die Dinge, die da kommen werden.

**Fazit: Das Urvertrauen ist das Fundament, auf dem sich entscheidet, wie wir werden was wir sind.**

Etwas ganz Entscheidendes für die Ausbildung unserer Identität passiert dann in der Jugendphase. Das Kind beginnt sich von den primären Bezugspersonen, Eltern, Verwandte, Nachbarn, Spielgruppe, zu lösen und sucht sich gezielt Freunde. In der Peergruppe, so nennt man die Gruppe der Gleichaltrigen, entscheidet sich die Identität des Menschen.

Waren wir bis dahin für unsere Eltern das Kind, das nicht um seinen Status kämpfen und für Liebe und Verständnis auch keine Leistung erbringen musste, muss sich der Jugendliche in der Gruppe seinen Status erst erarbeiten, und dazu muss er vor allem erst einmal die Sicht erlernen, die in dieser Gruppe herrscht. Wenn man die Meinung der Gruppe von vornherein in Frage stellt, wird man gar nicht erst aufgenommen, wenn man nicht mit den Wölfen heult, wird man nicht geduldet.

In der Peergruppe sind alle in der gleichen Situation: alle versuchen sich irgendwie von ihren Eltern zu lösen, alle sind auf der Suche nach einem eigenen Weg durch ihr künftiges Leben, jeder erprobt seine Identität gegenüber den Anderen, und alle brauchen die Anerkennung und Zuneigung in der Gruppe.

- Die Jugendphase ist für Erikson die kritischste Phase überhaupt, denn in ihr geraten alte Sicherheiten und die elterlichen Werte auf den Prüfstand, was manchmal mit künstlich herbeigeführten Konflikten einhergeht. (Totalitäre Einstellungen)
- Das neue Bild von sich selbst findet der Jugendliche nicht auf einmal, sondern er muss es immer wieder unter dem kritischen Blick seiner Altersgenossen entwerfen. (Übertreibungen, große Worte)
- Da sich die Einstellungen zu Gott und der Welt in der Gruppe oft von einem Tag zum anderen ändern, ist das Selbstbild in dieser Phase höchst labil. Heute findet man sein Idol total toll, und morgen darf man nicht mal mehr seinen Namen in den Mund nehmen. Eltern kommen da manchmal gar nicht so schnell mit. Heute stürmt die Tochter himmelhoch jauchzend durchs Leben, und morgen schließt sie sich zu Tode betrübt in ihrem Zimmer ein.

**Fazit: Der Jugendliche steht permanent vor der Frage, wer bin ich und wer bin ich nicht, bzw. wer will ich nicht sein. Ob und wie wir diese Frage des Jugendalters beantwortet haben, entscheidet mit, wie wir werden, was wir sind. Natürlich hängen die Antworten von dem Urvertrauen ab, das uns im allerersten Lebensjahr vermittelt worden ist, denn dort ging es nicht nur um Vertrauen in die Eltern, sondern auch um Vertrauen in uns selbst.**

#### 4.2 Schule: kulturelle Werte, Sozialisation (Durkheim, Parsons)

Ich bin beim Gang durch das Leben etwas gesprungen, denn vor der Jugendphase wurden wir schon einem Einfluss ausgesetzt, der unsere Entwicklung in ganz bestimmte kulturelle Bahnen lenkte: wir wurden in den Kindergarten und schließlich in die Schule geschickt. Im Kindergarten waren wir plötzlich mit ganz vielen anderen Kindern zusammen und waren Knall auf Fall nicht mehr die allerliebste Prinzessin. Wir mussten lernen „abzugeben“ und wildfremden Kindern die Aufmerksamkeit der Erzieherin zu gönnen, und wir haben gelernt, dass man nicht einfach so spielen darf, sondern dass man sich an Regeln halten muss.

In der Schule kamen neue Erfahrungen hinzu: Auch wenn wir das beim Erlernen der Zahlen und beim Schönschreiben, so hieß das noch zu meiner Zeit, nicht gemerkt haben: Wir haben Entscheidendes für das Leben gelernt.

- Wir haben Prinzipien des rationalen Denkens und Kategorien der sozialen Ordnung gelernt.
- Wir haben die kulturellen Werte und Normen gelernt und die Motivation (Parsons) erworben, nach diesen gesellschaftlichen Regeln leben zu wollen.
- Und wir haben gelernt, dass das, was wir sind und werden wollen, von unserer eigenen Anstrengung abhängt.

**Wie wir wurden, was wir sind, ist auch eine Frage, welcher kulturelle und soziale Rahmen uns in der Schule beigebracht wurde, in dem wir bereit sind, das tun zu wollen, was wir tun sollen, in dem wir aber auch die Fähigkeiten ausgebildet haben, einen eigenen Weg durchs Leben zu gehen.**

## **5 Erwachsen und auf der Höhe der Zeit (Riesman: Außenleitung)**

Schlagen wir wieder einen Bogen über die Schulzeit und das Jugendalter, das heutzutage ja bekanntlich bis weit in das dritte Lebensjahrzehnt dauert, hinaus und wenden uns dem Erwachsenenalter zu, in dem sich das alles auswirkt, was wir bisher gehört haben. Auch aus diesem weiten Feld will ich nur eine Erklärung herausgreifen, wie wir werden, was wir sind.

Danach orientieren wir uns auf der Suche nach unserer Identität und einem eigenen Weg durch das Leben an unseren Bezugsgruppen und am Zeitgeist. Das hat der Mensch wahrscheinlich schon immer getan, aber in der Moderne, konkret ungefähr seit der Mitte des letzten Jahrhunderts, hat diese Orientierung eine neue Qualität bekommen. Das ist die These des amerikanischen Soziologen David Riesman.

Über Jahrhunderte gründeten unser Stand und unsere Vorstellung, wer wir sind und wozu wir berufen sind, in der festen Tradition unserer Vorväter. Was seit je gegolten hat, galt auch für uns und für alle anderen um uns herum. Wir wurden, was in der Tradition festgezimmert war.

Das änderte sich mit dem Beginn der Neuzeit, als neue Entdeckungen, neue Entwicklungen in Technik, Wirtschaft und Handel und vor allem neue religiöse und philosophische Maximen die bis dahin bestehende Ordnung durcheinanderwirbelten. Das geschlossene Sinnsystem brach auf, und die Anleitungen zum richtigen Denken und Handeln differenzierten sich. Um in den sich oft widersprechenden Orientierungen nicht unterzugehen, war der Mensch gehalten, selbst zu

denken und in seinem eigenen Inneren ein Konzept zu etablieren, was er aus seinem Leben machen soll und kann. Dabei durfte er sich durchaus im Einklang mit den religiösen Überzeugungen seines Kreises fühlen.

Durch den rapiden wirtschaftlichen und sozialen Wandel Ende des 19. Jhs. und neue politische und weltanschauliche Umbrüche verblassten diese Überzeugungen, und der Blick auf die Welt wurde weiter, allerdings auch diffuser. Hinzu kam ein wachsender relativer Wohlstand, der in immer breiteren Kreisen das Gefühl förderte, sich etwas leisten zu können und zu sollen. Dabei orientierte man sich an dem, was die anderen schon hatten.

Mit der raschen Verbreitung der Massenmedien seit den 1950er Jahren in den USA und Europa wurde uns der Zeitgeist frei Haus geliefert. Vor allem lernten wir, welcher Lebensstil in bestimmten Kreisen en vogue war. Um mithalten zu können, mussten wir genau beobachten, was angesagt ist; um von den Anderen anerkannt zu werden, mussten wir das denken, können und haben, was sie dachten, konnten und hatten. Auch wenn wir das im konkreten Fall anders sehen mochten, in der Tendenz wurden wir von außen geleitet.

Inzwischen zeigt uns das Fernsehen in hunderten von Sendungen rund um die Uhr, wie „man“ sich heutzutage in bestimmten Kreisen und in einem bestimmten Alter verhält. Zielgruppenspezifische Werbung sorgt dafür, dass wir jede Mode mitbekommen.

- Herr X mag noch so lange an seinem ollen Lieblingspullover hängen, irgendwann wird es seiner Frau zu bunt und sie kauft ihm den Markensweater, den alle in der Nachbarschaft haben.

Ratgeber für alle Lebenslagen und Gesundheitstipps in jeder Tageszeitung helfen uns, die „richtige“ Einstellung zu unserem Leben zu finden. Kaum einer kann von sich behaupten, dass er von solchen Botschaften nicht beeindruckt wird.

- Eigentlich hat sich Frau Y gar nicht so viel Gedanken über ihre Ernährung gemacht, aber seitdem alle Kolleginnen Trennkost machen, fängt auch sie an, „bewusster“ zu leben.
- Katinka Z hat sich am Anfang wenig Gedanken über ihre Schwangerschaft gemacht, aber seit sie in der Apothekenrundschau gelesen hat, worauf man alles achten muss, besucht sie Gymnastikkurse und verfolgt die Internetberichte über Badeöle für die ersten drei Lebenswochen.

Man mag die These von der Außenleitung abtun, sie erkläre die kleinen Moden des banalen Alltags. Ich denke, sie erfasst mehr: sie erfasst auch den erstaunli-



chen diffusen Konsens in grundlegenden politischen und kulturellen Überzeugungen. Weltweit begehrten Jugendliche in den 1968er Jahren gegen die etablierte Ordnung auf. Innerhalb kürzester Zeit liefen Friedensballaden um die Welt. Die jungen Alten in Coesfeld tragen die gleichen Jeans wie die in Tokio. Kein vernünftiger Mensch würde noch die These vertreten, Gehorsam sei das oberste Erziehungsziel.

Interessant an diesen wahllos herausgegriffenen Beispielen ist, dass die Außenleitung nicht an konkrete Personen gebunden ist. Die Anderen, das sind manchmal Idole, die man nur aus dem Fernsehen kennt, manchmal sind es auch nur vage Vorstellungen, wie „man“ heute denkt und zu handeln hat!

**Wie wir werden, was wir sind, hat auch etwas mit den kollektiven Vorstellungen zu tun, wie „man“ heutzutage denkt und handelt und für welches Denken und Handeln man die größte Anerkennung findet.**

## 6 Identität, Normalität

Damit ist ein grundsätzliches Problem angesprochen: Jeder will doch irgendwie unverwechselbar und wie kein anderer sein. Auf der anderen Seite brauchen wir die Anderen, die uns anerkennen und stützen. Um diese Zuwendung zu erhalten, wollen wir so normal wie alle sein.

In unserer Unterscheidung von den Anderen sehen wir unsere Identität. Doch da gibt es Grenzen: Wer bei jeder Gelegenheit eine abweichende Meinung kundtut, wird auf Dauer nicht als Individualist wahrgenommen, sondern als Querulant zum Außenseiter gemacht. Wer als einziger in der neuen Nachbarschaft seinen Vorgarten verwildern lässt, braucht sich nicht zu wundern, wenn er beim Straßenfest nichts ins Festkomitee gewählt wird. Deshalb versuchen wir normalerweise unsere Einzigartigkeit in Kleinigkeiten zu demonstrieren, was in einer Massengesellschaft nicht immer leicht ist. Solange alle Jeans tragen, kann man es nur versuchen, indem man Jeans in einer bestimmten Aufmachung trägt; bis ihn der Discounter für 1,29 € anbot, konnte man die Nachbarn gut mit Prosecco beeindrucken.

Lassen wir die Mitmenschen einmal außen vor, denen all das, was ich Ihnen heute vorgetragen habe, sowieso egal ist und denen kritisches Denken zu anstrengend ist, dann kann man denen, die sich ihre Identität auch in einer Massengesellschaft bewahren wollen, nur raten:

- Auf Dauer hält es keiner aus, in jeder Hinsicht ein eigenes Profil zu zeigen; vielleicht sind es ja gerade die Widersprüche und Brüche in uns, die uns für uns selbst und für die Anderen attraktiv machen!
- Man sollte nicht bei jeder sozialen Anpassung an seiner Selbstachtung verzweifeln; nur die Dogmatiker der reinen Lehre wissen immer, was richtig ist, und wer nicht gelegentlich nachsichtig mit sich und den Anderen ist, ist nur starrsinnig.

**Wie wir werden, was wir sind, ist auch eine Frage, wie wir den Spagat zwischen gedachter und gesuchter Einzigartigkeit und gezeigter Normalität hinkriegen.**

Ich komme zum Schluss.

## **7 Wer ist also auch daran beteiligt, dass wir werden, was wir sind? Wir selbst!**

Unter dem Einfluss der Gesellschaft passiert mit uns so allerlei, aber wir dürfen nie vergessen, dass wir daran auch selbst beteiligt sind. Jeder gutgemeinte Rat, jedes Verbot, jeder Werbespot und jedes Hochglanzbild des modernen Lebensstils geht durch unseren Kopf. Welche Spuren sie hinterlassen, ist auch eine Frage, wie wir uns diese Einflüsse bewusst machen, wie wir sie kritisch hinterfragen und mit einem eigenen Bild vom eigenen Leben zusammenbringen.

**Deshalb ist bei der Antwort auf die Frage, wie wir werden, was wir sind, vor allem eines wichtig: Wir müssen immer wieder darüber nachdenken, wer wir sind und wie wir werden, ich betone noch einmal werden, was wir sind.**

Dabei will ich vor zwei Vorurteilen warnen:

- Manche meinen, was sie früher nicht gelernt hätten, das können sie nun auch nicht mehr aufholen, nach dem Motto „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr“! Das halte ich für falsch. Was wir im Augenblick sind, ist nur ein vorläufiges Ergebnis, keineswegs ein Abschluss. Im Gegenteil – wir sind mitten in einem Prozess, wenn wir es wollen!
- Ich halte es auch für falsch, zu meinen, die Biographie sei wie sie ist, und daran könne man im Nachhinein nichts mehr ändern. Natürlich

können wir die großen und die kleine Ereignisse unseres Lebens nicht mehr ungeschehen machen, aber was wir wohl können ist, ihnen eine neue Bedeutung geben und von da aus unser Leben und unsere Situation heute noch einmal bedenken.

Das Letztere tun wir, auch wenn uns das nicht bewusst ist, sowieso permanent. Ja, man muss sogar sagen: wir bringen unsere Biographie laufend auf Vordermann, bis sie zu dem passt, was wir heute sind und wollen. Ich meine es aber etwas anderes: Je älter wir werden und im Alter besonders, müssen wir eine bestimmte Haltung zu unserem ganzen Leben entwickeln, die Erik Erikson, den ich eben bei der Erklärung der Jugendphase für die Entstehung unserer Identität schon erwähnt habe, Weisheit nennt.

Weisheit ist ein großes Wort. Vielleicht sollten wir es etwas bescheidener interpretieren. Weisheit heißt zunächst einmal, sein Leben zu akzeptieren, nicht mit dem Schicksal zu hadern und auch nicht immer nur den anderen die Schuld zu geben; akzeptieren heißt umgekehrt auch nicht, sich die Dinge schön zu reden. Weisheit bedeutet in einem ersten Schritt festzustellen „Ich bin, was ich geworden bin“ (Erikson), das ist schon eine ganze Menge. Viel Verbitterung und Hoffnungslosigkeit im Alter resultiert daraus, dass man diese sachliche Summe nicht zieht. Aber es bedarf eines weiteren Schrittes: Bei dieser Summe des Lebens darf man nicht nur Gutes und Schlechtes aufrechnen, sondern muss beidem Sinn unterlegen. Das fällt nicht leicht, aber wenn wir weiter werden wollen, was wir dann sind, dann geht es nicht anders: Welchen Sinn wir aus unserem Leben bisher ziehen, das gibt uns Weisheit für morgen.

**Die Antwort auf die Frage, wie wir werden, was wir sind, lautet auch im Alter: Morgen werde ich der sein, den ich mir heute zu werden zutraue.**

Über den Autor:

Prof. em. Dr. Dr. Heinz Abels leitete das Lehrgebiet „Soziologie I: Individuum und Gesellschaft“ am Institut für Soziologie der FernUniversität in Hagen. Seit dem 01.08.2008 ist er emeritiert.